

Neue Sachbücher

Die Natur der Zeichnung

Vermessene Schönheit einer maßlosen Welt: In einem großartigen Zeichnungsband erforscht Andreas Brandt „Haus und Landschaft in Asien“.

Als der junge Architekt Le Corbusier seine berühmte „Reise in den Orient“ antrat, hielt er sich nicht mit langwierigen Vermessungen auf. Er fotografierte in einem rasenden Tempo Dörfer und Tempel, und wenn er zeichnete, war er nicht langsamer als mit der Kamera. „Je dessine comme un cochon“ – ich zeichne wie ein Schwein, notierte er zufrieden in sein Skizzenbuch, und die rasant hingepfefferte Skizze war auch ein programmatischer Bruch mit der akademischen Zeichnung, die nur liebevoll kopierte, was da war, statt dem Neuen eine zeichnerische Bahn zu brechen. Bei den Entwürfen für Algier und Ronchamp griff Le Corbusier später vor allem auf sein Fotoarchiv zurück.

Die Geschichte der Moderne ist auch eine Geschichte der Beschleunigung des Blicks, und die Kamera hat auch die Bildungsreisen von Architekten, ihre Weltwahrnehmung verändert. Dem Schlagartigen und Verkürzten der fotografischen Wahrnehmung steht das Langzeitprojekt des Architekten Andreas Brandt entgegen: Neun Jahre lang wanderte er zu entlegenen Dörfern Südasiens, und die traditionellen Siedlungen, die er in Nepal, Orissa, Vietnam und der Mongolei entdeckte, fotografierte er nicht, sondern

scheint. Die Bauten schreiben sich in die Natur ein: Bewässerungsräder stehen im strömenden Wasser, topographische Eigenschaften werden sanft ausgenutzt, ohne dass die Natur mit monströsen Staudämmen, Kanälen und überambitionierten Konstruktionen in ein Korsett gezwungen wird, dessen Aufrechterhaltung mehr Energie und Aufwand verursacht, als es Nutzen bringt; vor den Bildern aus Fuku-shima wirken die Zeichnungen wie eine Erinnerung an ein verlorenes gegangenes Wissen um den Umgang mit Naturgewalten – die Siedlungen stellen sich nicht gegen die Natur, sie sind in sie eingelassen. In seinem „Discours de la méthode“ wettete Descartes gegen die alten Städte, ihre zufälligen Palimpseste und ihre treibguthafte Anmutung. Als Gegenbild führt er die „regelmäßigen Anlagen“ an, die „ein Ingenieur frei entwerfend in eine Ebene zeichnet“ – ein Ideal, das zum Mantra westlicher Stadtplanung und Ent-

wurfsmethodik wurde. Etymologisch bedeutet „Methode“ die Beherrschung, die Vorausplanung eines Wegs; im klassischen Verständnis heißt „entwerfen“, vorher zu wissen, wie es nachher aussehen soll. Die komplexen, gewachsenen und sich ständig wandelnden Strukturen, die man in Brandts Bildern findet, sind dagegen weniger „Meta“ und mehr „Hodos“: Sie zeugen von einem Bauen nicht im Sinne des cartesianischen „Planens“, sondern des altdeutschen „Bauens“, das, wie Heidegger in seinem Essay „Bauen, Wohnen, Denken“ ausführte, das Vermögen meinte, sich auf und in die Welt einzulassen – das „Buan“, von dem auch die Wendung „ich bin“ herrührt.

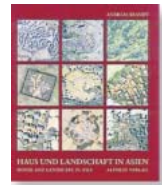
In der Geologie wird die großflächige Abtragung ganzer Landoberflächen als „Denudation“ bezeichnet. Der Kartenzeichner macht etwas Ähnliches: Er legt die Anatomie des traditionellen asiatischen Bauens und Wohnens offen. Er

zeigt, welche Kräfte in der Topographie wirken und wie sich Bauten und Äcker in dieses System einfügen. Brandts Zeichnungen bilden dabei nicht nur Konstruktionsdetails, sondern auch Atmosphären ab. In den präzisen Aufsichten und Schnitten spielen Farben und Texturen eine wichtige Rolle. Man erkennt neben den Bauten die fleischigen Blätter einer Palme, die Staubbildung eines ockerfarbenen Ackerbodens, das trockene Grau eines alten Strohdachs, Likörpalmen, Papayas und erntereife Baumwollfelder, Schatten dürrer Palmenstämme: Gerüche, Haptik, Annutungen.

Man kann dieses Buch als minutiöse Dokumentation eines uralten Bauwissens lesen, das zusammen mit den ruralen Strukturen Asiens zu verschwinden droht. Das wäre die melancholische Lesart. Man könnte in dem Atlas aber auch einen Wegweiser sehen, die Anleitung für ein anderes Bauen. NIKLAS MAAK



Häuser wie Treibgut am Fluss: Brandt maß traditionelle Siedlungen in Asien auf und zeichnete sie dann minutiös. Foto Alpheus Verlag



Andreas Brandt: „Haus und Landschaft in Asien / House and Landscape in Asia.“

Mit einem Vorwort von Hanns Zischler. Alpheus Verlag, Berlin 2011. 200 S., zahlr. Abb., geb., 128,- €.

versuchte eine andere, längerwährende Form von Aufnahme: Er maß sie auf und zeichnete sie. Was dabei entstand, ist eine ganz außergewöhnliche Topo-Graphie im Wortsinn: Eine Versammlung erzeichneter Orte. Zeichnungen sind oft selbst eine Form von Erosion: So wie Wasser und Wind Linien in die Erdoberfläche graben, kerbt sich der Zeichenstift ins Papier. Dem Zeichner, der den Ort auf dem Papier nachempfiehlt, offenbart sich die Topographie physisch, dem Fotografen allenfalls optisch; das ist ein wichtiger Unterschied. Brandt zeichnet ein Thai-Dorf im Nordosten von Vietnam, das an einem Fluss liegt. Er entdeckt dort Bauwerke, die wie aus der Topographie herausmodelliert wirken: Sie stehen auf Pfählen, um die Bewohner vor Fluten und Getier zu schützen, auf einer Estrade ruht ein mit Moskitonetzen geschütztes Geviert, in dem man schläft.

Was er entdeckt, ist eine Architektur, die nicht entworfen, sondern gewachsen, nicht konstruiert, sondern selbst ein Sediment des Lebens an diesem Ort zu sein

Sichtbar sei die Ordnung der Geschlechter

Kathrin Peters führt vor Augen, wie die Medizin um 1900 das Rätsel des Hermaphroditismus in Bilder brachte

In seinem 1906 erschienenen Buch „Geschlechter“ stellte der Berliner Kritiker Leo Berg nicht weniger als die Gretchenfrage der vorletzten Jahrhundertwende: „Wo beginnt der Mann? Wo hört das Weib auf?“ Und um auf solche Fragen mit wissenschaftlichem Sachverstand zu reagieren, stand man in Berlin erstaunlich früh auf. Am 2. Februar 1898 versammelten sich um sieben Uhr morgens die Mitglieder der Berliner medizinischen Gesellschaft, um nach vor Beginn der eigentlichen Tagesordnung ein tunesisches „Mannweib“ namens Zephthe Akaira zu inspizieren. Für gewöhnlich als ein biologisches Kuriosum im Panoptikum der nahe gelegenen Kaisergalerie präsentiert, wurde es zur grauen Morgenstunde den Medizinern zur genauen Untersuchung regelrecht ausgeborgt. Wie eng Schausteller und Wissenschaftler hier Hand in Hand arbeiteten, ist bereits für sich genommen erstaunlich genug. Merkwürdiger aber noch ist der Ablauf jener Inspektion, über den das Sitzungsprotokoll genaue Auskunft gibt.

Der apparative Aufwand, der im Beisein des Vorsitzenden der Versammlung – kein anderer als Rudolf Virchow – getrieben wurde, war beträchtlich. Galt es doch, dem Geheimnis dieses „Mannweibs“ auf die Spur zu kommen. Und so wurden der ärztlichen Autopsie fotografische Nahaufnahmen der Genitalien sowie Röntgenbilder an die Seite gestellt, Kehlkopfspiegelungen und Zeichnungen angefertigt, tabellarische Messreihen und auch ausführliche schriftliche Beschreibungen angelegt. Das Phänomen des noch um 1900 so benannten „Hermaphroditismus“ stellte eine Ordnung der

Geschlechter auf die Probe, die nicht mehr als auf zwei zu zählen gewillt ist. Und an den medizinischen Blick richtet sich die hohe Erwartung, „le sexe véritable“, das wahre Geschlecht also, zu bestimmen.

Bereits vor mehr als dreißig Jahren gab Michel Foucault die Akten zum Fall Hercule Barbins heraus. Und vor inzwischen eineinhalb Jahrzehnten erschien Annette Rüntes wegweisende Studie zu den „Biographischen Operationen“ um 1900 und den mit ihnen verbundenen Diskursen zur Transsexualität. Doch muss, wie die eigentümliche Berliner Szene jenes 2. Februar anzeigt, erstaunen, dass Foucaults Pionierat und auch Rüntes magistrale Untersuchung seinerzeit ganz ohne einen Blick auf Bilder auskamen. Scheint doch – von der Handzeichnung über die fotografische Anthropometrie bis hin zur Röntgenaufnahme – gerade die Vielfalt von Bildmedien zum unverzichtbaren Werkzeug jener Geschlechterkunde zu gehören, die sich für den diffusen Grenzverlauf zwischen „Mann“ und „Weib“ interessiert.

Das nun erschienene Buch zu den „Rätselbildern des Geschlechts“ der Medienwissenschaftlerin Kathrin Peters ist bedeutend mehr als ein überfälliger Nachtrag aus der Sicht der Bildgeschichte zu einer bereits in großem Umfang geleisteten Forschung. Denn das Rätsel, dem alle diese Bilder gelten, erschöpft sich gerade nicht in der wissenschaftlichen Erkundung und fachgerechten Darstellung geschlechtlicher Ambiguität. Es sind vielmehr die Bilder selbst, die, gewissermaßen unter der Hand, die größten Probleme aufwerfen.

Ausgerechnet der Pariser Prominentenfotograf Nadar untersuchte bereits um 1860 mit einer Folge von neun Aufnahmen den „zweifelhaften“ Körper eines Hermaphroditen. An der aufdringlichen Rücksichtslosigkeit, mit der der ehemalige Medizinstudent Nadar auf der Suche nach eindeutigen körperlichen Merkmalen seine Bilder anfertigte, hat sich auch in den folgenden Jahrzehnten unter den Bedingungen der professionellen medizinischen Fotografie nichts Wesentliches geändert. Man kann, wie Peters anhand verschiedener Fallstudien zeigt, von einer

zu wollen setzt ja voraus, das Geschlecht am körperlichen Faktum überhaupt ablesen zu können. Oder mit den Worten jüngerer Theoriebildung gesprochen: Das mit diesen Bildern erhobene Postulat unbedingter Sichtbarkeit muss „gender“ auf „sex“ reduzieren. Erfasst wird auf diese Weise das soziale Geschlecht einzig unter den Bedingungen des biologischen.

Doch steht, wie Peters überzeugend zeigt, hinter dem „erreur de sexe“, von dem seinerzeit mit Blick auf den transsexuellen Körper die Rede war, immer dann der „erreur“ des ärztlichen Blicks, wenn dieser glaubt, den fundamentalen Unterschied zwischen Körpern und abgebildeten Körpern ausreichen zu können. Gewiss am eindrucklichsten demonstriert hierbei der Einsatz von Wilhelm von Gloedens Fotografien in sexualwissenschaftlichen Abhandlungen, worauf es hinausläuft, wenn das mediale Apriori der Bilder ignoriert wird. Was im sizilianischen Taormina als die homophile Reinszenierung einer imaginären Antike unternommen wurde, sah sich wenige Jahre später bei Magnus Hirschfelds als Beleg für die These von den „Geschlechtsübergängen“ ernst genommen und entsprechend interpretiert.

Das Wissen um die untersuchten Körper wird sich in einer solchen Durchdringung von wissenschaftlichem und ästhetischem Blick wohl nur weiter verrätseln können. Gewiss nicht der geringste Nebeneffekt aber ist es, im sexualwissenschaftlichen Diskurs um 1900 nicht allein die Ordnung der Geschlechter nachhaltig irritiert zu sehen, sondern darüber hinaus ein besonders eindrückliches Argument für die unvermeidliche Ambiguität der Bilder zu finden. STEFFEN SIEGEL



Kathrin Peters: „Rätselbilder des Geschlechts“. Körperwissen und Medialität um 1900.

diaphanes Verlag, Zürich 2010. 231 S., Abb., br., 25,90 €.

geradezu obsessiven visuellen Sammeltätigkeit sprechen, mit der zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen nach der irritierenden Erscheinungsweise eines „dritten Geschlechts“ gefahndet wurde. Doch sind alle diese hierbei entstandenen und in Bildfolgen arrangierten Dokumente stets mehr als einzig belegende Darstellungen eines ärztlichen Befundes. Sie müssen vielmehr als die entscheidenden Instrumente zur Herstellung polarer Geschlechtlichkeit interpretiert werden.

Denn die Merkmale eines Geschlechts mit den Mitteln der Fotografie erfassen

Briefe an die Herausgeber

Deutschlands beschädigte Glaubwürdigkeit

Die unglückselige Stimmhaltung Deutschlands, des neuen ambitionierten UN-Sicherheitsratsmitglieds, bei der Libyen-Resolution 1973 beschädigt die Glaubwürdigkeit deutscher Außen- und Sicherheitspolitik auf lange Zeit.

Und sie gibt Anlass zu folgenden Überlegungen: Einerseits hat Außenminister Westerwelle recht mit skeptischen Überlegungen zur Erfolgsaussicht militärischer Interventionen, zur Parteinahme im Bürgerkrieg, zur Eskalationsgefahr, zur Erkenntnis, dass der Sturz eines Regimes noch lange nicht Regime Change bedeutet, zur Notwendigkeit regionaler Unterstützung und auch mit der Warnung, dass die Politik nicht aus Hilflosigkeit aufs Militär zurückgreifen dürfe.

Andererseits jedoch betet er unreflektiert die Maxime nach, militärische Gewalt sei das „letzte“ Mittel. Nein, Ultima Ratio bedeutet „äußerstes“ Mittel – eine Interpretation, die sich sogar in der Friedensdenkschrift des Rates der EKD von 2007 findet. Bisweilen kann frühzeitiger dosierter Einsatz oder auch nur glaubwürdiges „Vorzeigen“ des äußersten Mittels für die Zukunft Schlimmeres verhindern.

Also bedarf es gegenüber bestimmten Akteuren der Diplomatie eines „militärischen Rückgrats“. Das konnte man spätestens im Herbst 1991 bei der Beschießung Dubrovniks durch serbische Artillerie ler-

nen, als man stattdessen Milošević in Sicherheit wiegte, militärisch habe er nichts zu befürchten. Jahre später musste doch eingegriffen werden, um einen viel höheren Preis, und Hunderttausende hatten ihr Leben und ihre Heimat verloren.

Natürlich kam auch wieder die Libyen-Resolution sehr spät. Aber ihre Unterstützung nicht nur durch die Vereinten Nationen, Nato und EU, sondern auch durch die Arabische Liga und die Afrikanische Union eröffnet die Möglichkeit, in der UN-proklamierten, aber hochproblemativen Schutzverantwortung „Responsibility to Protect“ einen großen völkerrechtlichen Schritt nach vorn zu tun.

Man fragt sich, wo bei der Weisungsgebung für das New Yorker Abstimmungsverhalten das Bundeskanzleramt und das Verteidigungsministerium waren. Im deutschen Interesse hätte nur eines gelegen: klare Zustimmung zu der Resolution und dann die Beurteilung der konkreten Mitwirkungsmöglichkeit beziehungsweise -bereitschaft. Mit zwei ECR-Tornados, dem bestgeeigneten Mittel zur Bekämpfung feindlicher Flugabwehr, hätte Berlin sich jedem weiteren Ansinnen entziehen können. Und sollte auch das ausgeschlossen werden, hätte es sicher geschicktere Formulierungen gegeben als die über die Nichtbeteiligung am Krieg.

DR. KLAUS WITTMANN, BRIGADEGENERAL A.D., BERLIN

Eine diplomatische Fehlleistung

Zu „UN-Resolution gegen Gaddafi-Regime“ (F.A.Z. vom 19. März): Die Stimmhaltung der Bundesregierung im UN-Sicherheitsrat bei der Abstimmung über einen Militäreinsatz gegen das Gaddafi-Regime betrachte ich als eine diplomatische Fehlleistung. Hier wurde meines Erachtens eine Chance vertan.

Auch ich bin gegen einen Einsatz deutscher Soldaten in Libyen, wobei sich für mich nebenbei die Frage stellt, wie weit eigentlich unser Grundgesetz durch derlei Aktionen noch strapaziert werden darf. Es hätte sich jedoch bei der Abstimmung über diese Resolution die große Chance geboten, unsere Zustimmung davon abhängig zu machen, dass nicht „gewöhnheitsmäßig“ wieder einmal die Nato, also Europa und Amerika „die Kastanien aus dem Feuer holen“, sondern dass hier die afrika-

nischen und vorderasiatischen Staaten gefordert sind. Dies würde vermutlich und bedauerlicherweise der libyschen Bevölkerung nicht mehr die erhsehnte Hilfe bringen. Es würde aber endlich einmal deutlich machen, dass es nicht selbstverständlich bleiben darf, dass die Europäer und Amerika überall auf der Welt als militärische Eingreiftruppe tätig werden, um anschließend, wenn es dabei unvermeidlich Tote gegeben hat, dafür auch noch kritisiert oder gar beschimpft zu werden.

Dass wirtschaftliche Interessen wie die Sicherung des Zugriffs auf Energiressourcen bei militärstrategischen Überlegungen mehr denn je eine Rolle spielen werden (oder müssen), steht auf einem anderen Blatt. Aber dafür bräuchten wir dann eine andere Verfassung.

ENNO WIETING, BREMEN

Desaster

Blamabel: Da kündigt der Außenminister an, Deutschland werde prüfen, sich zum Ausgleich an Awacs-Flügen über Afghanistan zu beteiligen (F.A.Z. vom 21. März). Zum Ausgleich, als sei dies ein Entgegenkommen. In Wirklichkeit wird hier ein weiterer fataler Mangel an Bündnisolidarität korrigiert, der in der Medienwelt und auch der F.A.Z. kaum Beachtung fand. Zur Erinnerung: Die Awacs-Einheit in Geilenkirchen ist ein multinationaler Nato-Verband, bei dem Deutschland etwa ein Drittel des Personals stellt. Awacs fliegt seit etwa zwei Monaten über Afghanistan – auch zur Unterstützung unserer eigenen Soldaten. Dies erfolgt unter gravierenden Einschränkungen, denn das Fehlen an deutschem Personal an Bord der Awacs lässt sich nur unter größten Schwierigkeiten ausgleichen. Auch hier wurde die Solidarität aus durchsichtigen innenpolitischen Gründen versagt – ein absolutes außenpolitisches Desaster!

REINHOLD TÜTTELMANN, BONN

Zufall?

Zu „Nato will Flugverbot durchsetzen“ (F.A.Z. vom 19. März): Ich lebe in Zürich und Grosseto, wo sich einer der drei wichtigsten Luftwaffenstützpunkte Italiens befindet. Ich war bereits daselbst, weil ein Freund dort arbeitet, und hatte sogar das Vergnügen, in einem Eurofighter Platz zu nehmen.

Vor über einem Monat – noch bevor in Libyen der Konflikt ausbrach – war ich wieder einmal Flugzeug schauen, als plötzlich einige dänische F16 dort landeten. Ich habe auch ein Büro in der Nähe und sah diese Gastflugzeuge morgens und auch nachmittags zu Trainingsflügen starten. Ein anderer Freund sagte mir, dass er von einem Angestellten des Flughafens gehört habe, dass die Dänen hier für Libyen übten. Ich verstand das damals nicht. Nun stehen genau diese dänischen Jets in Sigonella, um an der Allianz gegen Gaddafi teilzunehmen. Ich kann nicht an Zufall glauben.

MANFREDO CRIVELLI, BAAR, SCHWEIZ

Der Embryo braucht keine Würde

Zum Artikel von Ernst-Wolfgang Bockenförde „Warum nicht PID?“ (F.A.Z. vom 14. März): Nach dem Grundgesetz ist die Würde des Menschen unantastbar, nicht die Existenz des Menschen. Deshalb ist der bestgenährte Sklave in seiner Menschenwürde verletzt, aber weder der Soldat, der im Kriege fällt, noch der Gangster, der auf der Flucht erschossen wird. Auch die Vernichtung des Embryos als solchen, ist noch keine Verletzung der Menschenwürde. Sie wäre auch unter dem Titel „Tötung“ zu diskutieren, wenn man schon behauptet, der Embryo sei ein Mensch. Vielmehr ist zu fragen, worin die

Menschenwürde für sich genommen besteht. Die Formel: Der Mensch ist Zweck in sich selbst (Kant), verabsolutiert nur seine Existenz. Die Antwort kann allein im Bereich der Kommunikation liegen. Nach Luhmann ist Würde die Möglichkeit, sich selbst als souveräne, individuelle Person darzustellen. Dann spielt sie für den Embryo keine Rolle, weil er sich noch nicht selbst darstellen kann. Dieselbe Konsequenz ergibt sich, wenn man Menschenwürde auf die Gesellschaft bezieht und als die Fähigkeit begriff, sinnvolle Kommunikationen zu beginnen.

PROFESSOR DR. GERD ROELLECKE, KARLSRUHE

Kruzifixe und Landeswappen

Zum Thema „Kruzifix im Klassenzimmer“ („Keine Einebnung“, F.A.Z. vom 19. März): Tritt ein Rechtsanwalt bei einem hessischen Amts- oder Landgericht auf, verhandelt er mit Blick auf das hinter dem Stuhl des Vorsitzenden an der Wand angebrachte, leider in hässlichen Grautönen gestaltete Landeswappen. Verhandelt er aber in einem Sitzungssaal eines Amts- oder Landgerichts unseres Nachbarlands Bayern, beispielsweise in Aschaffenburg, dann richtet er seinen Blick nicht nur auf den Vorsitzenden, sondern auch auf ein hinter ihm an der Wand hängendes Kruzifix.

Was geschieht nun, sollte ein Anwalt, sein Mandant oder ein Zeuge sich mit guten Argumenten weigern, sich angesichts des Kruzifixes oder Wappens zu äußern? Muss das Kruzifix dann vom Richter oder einem Justizbeamten abgehängt und am Ende der betreffenden Verhandlung wieder aufgehängt werden – auch, weil vielleicht der nächste Verhandlungspartner des Gerichts nur bei angebrachtem Kruzifix Erklärungen abgeben will? Für das Staatswappen gilt das in gleicher Weise.

Bei der üblichen Vielzahl von Terminen an einem Vormittag könnte das recht stressig werden. Mancher wird sich fragen, an wen denn sich Wappen oder Kruzifix richten: das Gericht selbst, die Anwälte, die Staatsanwälte, die Rechtsuchenden, die Zeugen und/oder Sachverständigen? Und was soll dieses Attribut im Gerichtssaal besagen? Und wie verhält es sich, wenn in den Klassenzimmern in Bayern oder Hessen das Staatswappen über dem Platz des Lehrers oder über der Klassenzimmertür hinge?

Ich selbst habe weder etwas gegen das Kruzifix noch gegen das hessische Staatswappen, das ich mir allerdings in den originalen Farben, zumindest in besserer farblicher Gestaltung wünschte, weder im Gerichtssaal noch im Klassenzimmer, und trete gerne auch am gleichen Tag nacheinander unter beiden Attributen auf, zumal ich in beiden Bundesländern zur Schule gegangen bin. Aber über das Problem denken wohl nur einzelne Eltern bayerischer oder italienischer Schüler nach und prozessieren durch alle Instanzen.

LUTZ WALLRAVEN, FRANKFURT AM MAIN